

KNAUR 

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits  
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Im Land der Feuerblume  
Jenseits von Feuerland  
Im Schatten des Feuerbaums  
Die Rosen von Montevideo  
Der Traum von Rapa Nui

*Über die Autorin:*

Carla Federico ist eine österreichische Autorin, die unter anderem Geschichte studiert hat und heute als freie Autorin in Frankfurt am Main lebt. Ihre große Leidenschaft fürs Reisen hat sie in zahlreiche Länder geführt – und auch auf diverse Kreuzfahrtschiffe. Für ihren Roman hat sie intensive Recherchen betrieben und viele Originalquellen und Reiseberichte von der ersten Kreuzfahrt studiert, um detailgenau das Bordleben und die Landausflüge zu beschreiben.

CARLA FEDERICO

*Der Traum von  
Meer und Wind*

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe März 2017

Knaur Taschenbuch

© 2015 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Mark Owen / Trevillion Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51460-3

*»Selten hat noch eine Partie von Touristen in so kurzer  
Zeit so vieles und so Herrliches gesehen wie wir,  
und so hübsch, so bequem, so mit Fürsorge und Luxus  
umgeben, hat sie es überhaupt noch nicht.«*

Aus einem Reisebericht von der ersten Lustfahrt



REISEROUTE DER ERSTEN LUSTFAHRT  
DER *AUGUSTA VICTORIA* IM JAHR 1891

22. Januar,  
Abfahrt von Cuxhaven

23.–24. Januar,  
Southampton

28.–29. Januar,  
Gibraltar

31. Januar,  
Genua

4.–9. Februar,  
Alexandria, Weiterreise nach Kairo

10.–14. Februar,  
Jaffa (Tel Aviv), Weiterreise nach Jerusalem

15.–19. Februar,  
Beirut, Weiterreise nach Damaskus

22.–26. Februar,  
Konstantinopel (Istanbul)

27. Februar–1. März,  
Athen

3. März,  
Malta

4.–5. März,  
Palermo

6.–10. März,  
Neapel, Weiterreise nach Capri

14. März,  
Lissabon

17.–19. März,  
Southampton, Weiterreise auf die Isle of Wight

21. März,  
Cuxhaven/Hamburg

## PROLOG

CUXHAVEN, 23. JANUAR 1891

«Wir kommen bestimmt zu spät.»  
Immer wieder blickte Mina Ahlhusen auf ihre Uhr. Der Zeiger bewegte sich gar so schnell – viel schneller zumindest als die Räder der Kutsche, die so oft im knöcheltiefen Schnee stecken blieben. Verzweifelt schüttelte sie den Kopf. »Das Schiff legt doch gleich ab. Nie und nimmer erreichen wir es rechtzeitig.«  
Während sie unruhig auf ihrem Sitz hin und her rutschte, lehnte sich Hedwig Ahlhusen, ihre Großmutter, an die Kopfstütze. Weder Minas Ungeduld noch die schmerzhaften Stöße bei jeder Radumdrehung schienen ihr zuzusetzen. Nach einer Weile bemerkte sie lediglich auf die ihr eigene schnodderige Art: »Die Uhr geht nicht langsamer voran, nur weil du ständig darauf starrst.«  
Seufzend versuchte Mina, das Ticken zu ignorieren, und blickte aus dem Fenster des Gefährts. Dass sie sich bereits dem Hafen näherten und in der Ferne die drei riesigen gelben Schornsteine der *Augusta Victoria* sichtbar wurden, war ihr kein Trost. Der Schnee war hier zwar geschmolzen – jedoch unter den Schritten unzähliger Schaulustiger, die den Weg zum Kai namens Alte Liebe ebenso verstellten wie die vielen kleinen Droschken, mit denen die weiblichen Passagiere vom Bahnhof hierhergebracht worden waren.  
Warum hatte sie nicht auch auf die Eisenbahn bestanden, sondern auf den Vater gehört, der das Automobil vorzog? Dieses hatte – anspruchsvoller und launenhafter als

jedes noch so nervöse Pferd – auf dem letzten Stück der Strecke seinen Geist aufgegeben und ihnen keine andere Wahl gelassen, als in die Kutsche umzusteigen. Die zwei Gäule wiederum, die vor dieser gespannt waren, waren zwar weder launenhaft noch nervös, jedoch so alt, dass ein Fußmarsch kaum länger gedauert hätte.

»Das Schiff ...«, sagte Mina verzweifelt. »Es wird bestimmt nicht auf uns warten. Schließlich hätte die Reise schon gestern beginnen sollen.«

Grund für die Verzögerung war die zugefrorene Elbe, die zunächst kein Durchkommen erlaubte, als die *Augusta Victoria* von ihrem Winteraufenthalt in Hamburg nach Cuxhaven überführt wurde. Am Ende hatte sie das Eis jedoch durchbrochen, und die vielen Schollen, die jetzt wie Diamanten in der Mittagssonne funkelten, waren zu klein, um ein echtes Hindernis darzustellen.

»Na ja«, knurrte Hedwig Ahlhusen und machte weiterhin keine Anstalten, auch aus dem Fenster so blicken, »so ein großes Versäumnis wäre es auch wieder nicht, wenn wir nicht rechtzeitig an Bord gingen. Ich meine, eine Reise allein zum Vergnügen, wer hat so etwas schon gehört! Von einem Ort zum anderen zu kommen – zu diesem Zweck hat Gott die Schiffe vorgesehen. Aber nicht, dass Menschen ihren Spaß daran haben.«

»Aber, aber«, schaltete sich Wilhelm Ahlhusen, Minas Vater, ein, der den Wortwechsel bis jetzt mit belustigter Miene, aber schweigend verfolgt hatte. »Es ist nicht Gott, der Schiffe baut, sondern es sind die Menschen ... und diese wiederum hat er mit einem erfindungsreichen Geist ausgestattet. So eine Lustfahrt zu unternehmen ist ein kühnes, noch nie da gewesenes Unternehmen, folglich eine hervorragende Geschäftsidee.«

»Das wird sich noch zeigen.«

»Aber prachtvoll anzusehen ist das Schiff auf jeden Fall!«, rief Mina.

Mittlerweile erblickte sie in der Ferne nicht nur die Schornsteine und die Masten, die in die winterliche Luft ragten, sondern den schwarzen Rumpf, vor dessen Hintergrund die Eisschollen einem Heer von Schwänen glichen. Winzig klein erschienen die vielen anderen Schiffe und Kähne, die im Hafen eingefroren waren und keinen anderen Sinn hatten, als die Größe und Pracht des Luxusdampfers hervorzuheben. Kein Wunder, dass man diesem gerne den Beinamen »die schöne Hamburgerin« gab – Mina fand, dass sie ihn völlig zu Recht trug. Festliche Flaggen knatterten im Winterwind, viele der Schaulustigen hatten Tücher hervorgezogen, um zu winken, alles drängte Richtung Schiff, um es so genau wie möglich in Augenschein zu nehmen – nur ihre Kutsche blieb endgültig stehen.

»Wir sollten aussteigen und zu Fuß weitergehen«, schlug Mina vor.

»Zu Fuß? Ich dachte, diese Reise dient ausschließlich dem Vergnügen«, knurrte Hedwig.

»Noch haben wir sie ja nicht angetreten, und auch auf den Landausflügen werden wir manche Wanderung unternehmen.«

»Wenn wir denn das Schiff überhaupt erreichen ...«

Trotz ihrer skeptischen Worte erhob sich Hedwig, nachdem Wilhelm aufgestanden war, die Tür geöffnet und ihr die Hand angeboten hatte, um ihr beim Aussteigen zu helfen. Mina hatte ihre Großmutter oft über schmerzende Glieder klagen gehört, doch man sah ihr diese nicht an. Ihr Rücken war kerzengerade und der Kopf so hoheitsvoll gereckt, als würde sie darauf ein paar Bücher balancieren. In ihrer Jugend, so erzählte sie oft, hätte sie

wie jede Frau acht Unterröcke übereinander getragen, weil die Mode dies so vorschrieb, und obwohl sie mittlerweile auf die Hälfte verzichtete, glich ihr Reisekostüm – ebenso schwarz wie all die Kleidung, die sie seit dem Tod ihres Mannes vor dreißig Jahren trug – einem Panzer. Selbst die Schneeflocken, die vereinzelt in der Luft tanzten, schienen diesen zu scheuen, während Minas Hände und Wangen bald nass davon wurden.

Sie selbst trug nicht so viele Unterröcke, jedoch wie stets ein enges Mieder, und als sie sich durch die Masse hindurchkämpfte, atmete sie zunehmend schwerer. Dass sie mit den halbhohen, geschwungenen Absätzen ihrer Stiefel mehrmals im matschigen Schnee stecken blieb, machte das Fortkommen kaum leichter, und unter dem dicken, pelzverbrämten Cape aus olivgrünem Wollmast fing sie zu schwitzen an. Gottlob, dass sie wenigstens nur das Handgepäck zu tragen hatten, während der Rest schon auf dem Schiff wartete.

»Aus dem Weg, aus dem Weg!«, rief sie keuchend.

Niemand hörte auf sie, und obwohl die Stimme ihres Vaters – eine große, stattliche Erscheinung, der man den vielen Branntweinkonsum der letzten Wochen erst auf den zweiten Blick ansah – ungleich dunkler und dröhnender klang, erreichte er mit seinem »Weg da!« kaum mehr. Lauter noch als ihre Bitten und Befehle waren die vielen Jubelrufe, und selbst als Mina ihre Ellbogen einsetzte, zog sie damit nur irritierte Blicke auf sich, während keiner ihr Platz machte – schlichtweg, weil es keinen mehr gab, sondern sich die Schaulustigen gegenseitig auf die Füße traten. Längst sah sie nichts mehr von den gelben Schornsteinen, nur schwarze Hüte und Mäntel, Muffe und Stiefel und den eigenen weißen Atem, der vor ihrem Mund aufstieg. Doch als sie schon aufgeben, gar

zur Kutsche zurückkehren wollte, verstummte die Menschenmasse jäh. Das Einzige, was nun zu hören war, waren die Klänge der Bordkapelle, die auf dem Deck des Schiffes spielte.

»Jetzt legt das Schiff wirklich ab«, sagte Mina traurig.

Doch niemand erteilte den Befehl »Leinen los!«, und anstatt sich noch dichter an das Schiff heranzuwagen, wichen die Schaulustigen plötzlich zurück. Diesmal wurde Wilhelms Befehl, Platz zu machen, sofort befolgt, und durch die schmale Gasse, die sich auftat, gelangten sie ganz ohne Drängen zur Landungsbrücke. Die letzten Schritte bis zum Kai starrte Mina konzentriert auf den Weg. Das fehlte noch, auszurutschen und damit das so nahe Ziel zu verfehlen! Erst als sie es erreicht hatte, sah sie sich wieder um und erblickte nicht weit von sich einen Mann mit spitzem Bart und grüner Uniform, glänzenden Goldepauletten und funkelnden Knöpfen. Eben trat er auf das Schiff zu, von wo aus ihm ein zweiter entgegenkam, dieser in Zivil gekleidet und etwas kleiner, was nicht nur an der unterschiedlichen Körpergröße, sondern seiner dienernden Kopfbeugung lag.

Diesen Mann kannte Mina: Es war Albert Ballin, der Passageleriter der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft – was ein so monströser Name war, wie ihr Vater oft spottete, dass man sie entweder die Hamburg-Amerika-Linie oder HAPAG nannte. Letzteres fand wiederum ihre Großmutter monströs, weil es in ihren Augen an einen missglückten Hundenamen erinnerte.

So oder so: Während Mina Herrn Ballin schon öfter begegnet war, kam ihr der andere Mann nur vage bekannt vor, und ihrem Vater schien es ähnlich zu gehen.

»Na also«, sagte Wilhelm, »das Schiff wartet auf sämtliche Passagiere.«

»Das ist doch kein Passagier«, schalt Hedwig streng.  
»Das ist unser Kaiser Wilhelm II. Offenbar ist er gekommen, um das Schiff persönlich zu inspizieren und zu verabschieden.«

Mina nickte aufgeregt. »Es ist ja auch nach seiner Gattin benannt.«

»Von wegen!« Hedwig rümpfte die Nase. »Unsere Kaiserin heißt Auguste Victoria. Welch eine Schande, dass man ihren Namen nicht richtig geschrieben hat, als man das Schiff taufte.«

Wilhelm Ahlhusen schien nicht sonderlich von seinem kaiserlichen Namensvetter beeindruckt. »Ob nun Augusta oder Auguste. Zumindest haben wir Zeit gewonnen, um ganz gemütlich an Bord zu gehen.«

Mina unterdrückte ein Grinsen, während die umstehenden Menschen nicht ganz so humorvoll waren und ihnen ob des Getuschels strenge Blicke zuwarfen. Obwohl Mina den Kaiser, dem Albert Ballin eben etwas erklärte, gerne länger beobachtet hätte, huschte sie über die Laufbrücke an Bord. Wieder achtete sie bei jedem Schritt darauf, nicht auszurutschen, aber das enge Mieder machte ihr nicht länger zu schaffen. Immer befreiter atmete sie, als ihr aufging, dass sie es geschafft hatte: Sie war an Bord der *Augusta Victoria*, und sie würde bei jener denkwürdigen »Lustfahrt« dabei sein, über die seit Wochen sämtliche Zeitungen und Journale berichteten!

Minas Hoffnung, das Gedränge hinter sich zu lassen, sobald sie das Schiff betrat, erfüllte sich nicht. In den vielen Gängen, die zu den Kabinen führten – ein regelrechtes Labyrinth einander vollkommen ähnlicher Räumlichkei-

ten –, war es noch enger als auf der Alten Liebe. Nicht nur, dass alle Reisenden von den Stewards zu ihrer Unterkunft der nächsten Wochen geführt wurden – anstatt dort zu bleiben und auszupacken, schienen alle gleichzeitig das Schiff in Augenschein nehmen zu wollen. Etliche reklamierten, dass ein Gepäckstück fehlte, andere drängte es nach oben, um das Promenadendeck, die Damen- und Rauchsalons oder das Musikzimmer zu inspizieren; weitere trafen auf Freunde und Bekannte und begrüßten sie überschwänglich.

»Hätte man sie nicht alle fürs Erste einsperren können?«, murrte Hedwig.

Ihre schlechte Laune teilte niemand. Trotz der Hektik und Enge blickte Mina nur in aufgeregte Gesichter und vernahm etliche Begeisterungsrufe, ob von dem Berliner im Havelock – einer ärmellosen Jacke – und mit buschig umrahmten Lippen, dem Bayern, der zur grauen Sommerjoppe einen türkischen Fez trug und in breitem Dialekt die Einrichtung seiner Kabine lobte, oder dem Sachsen mit fliegenden Bartkoteletten, der bei jedem Mitreisenden, dem er begegnete, seinen Hut lüftete, was dazu führte, dass er ihn kaum länger als einen Atemzug aufgesetzt behielt.

Anders als sie, die irgendwann nicht mehr mitzählte, wie viele Ellbogen sich in ihre Rippen gerammt hatten, blieb Hedwig dank ihres wagenradförmigen Huts vor schmerzhaften Stößen bewahrt, doch als ein Steward in adretter Uniform und mit weißen Handschuhen ihre Kabinentür öffnete, sank ihre Laune endgültig auf einen Tiefpunkt.

»Was für ein Glück, dass wir rechtzeitig an Bord gekommen sind«, höhnte sie, während sie sich umsah.

Der Vater grinste verstohlen und war erleichtert, in der

Nachbarkabine vom Genörgel seiner Mutter verschont zu bleiben. Mina hingegen entschied, es gar nicht an sich herankommen zu lassen, und sah sich neugierig um, ehe sie sich auf die untere der beiden Kojen, die sich übereinander an der Längswand befanden, sinken ließ.

Hedwig war deutlich vorsichtiger. Bevor auch sie sich neben ihr niederließ, prüfte sie misstrauisch die Matratze. An dieser war ausnahmsweise nichts auszusetzen, aber ein anderer Umstand schürte ihren Ärger umso mehr.

»Ein Stockbett, also wirklich! War im Reisekatalog nicht von behaglichen Schlafkammern mit luxuriösen Toiletten und großen Betten die Rede?«

»Keine Angst, Großmama, ich schlafe natürlich oben. Und sieh nur, man kann einen Vorhang vor die Koje ziehen!«

»So klein, wie alles ist, kann man sich ja kaum umdrehen.«

Mina sprang auf und testete die beiden Waschbecken an der Stirnwand der Kabine.

»Es funktioniert! Und es gibt kaltes und warmes Wasser!«

»Und wie will man hier ein Bad nehmen?«, fragte Hedwig.

»Vorhin habe ich gehört, dass sich auf jedem Gang ein Badezimmer befindet. Der Badesteward stellt den Zeitplan auf, wer es wann benutzen darf. Man muss sich bei ihm oder dem Kammersteward anmelden.«

Hedwig runzelte missbilligend die Stirn. »Und das nennt man Lustreise?«, fragte sie einmal mehr. »Wenn man nicht einmal baden darf, wann man will?«

»Aber stell dir vor, es gibt eine eigene Barbierstube, und

der Bordfriseur verfügt über einen elektrisch geheizten Warmwasserbehälter.«

Hedwig schnaubte. »Die Haare wasche ich mir wieder daheim – mit einem halben Dutzend Eidotter und Cognac. Viel lieber wäre mir ein bequemes Bett.«

Mina betätigte den Lichtschalter. »Schau, wir haben elektrisches Licht! Und zwar mindestens fünfundzwanzig Kerzen stark.«

»Pah, das ist nichts Außergewöhnliches. Das hat heutzutage doch fast jedes Schiff. Wobei ich mich frage, warum hier noch Öllampen stehen, wenn wir doch elektrisches Licht haben.«

»Du weißt doch, die elektrischen Anlagen sind störanfällig.«

Hedwig nickte nahezu befriedigt, ehe sie nach dem nächsten Makel Ausschau hielt. Sie deutete auf die Decke. »Und diese Windhutzen werden sicher nichts gegen tropische Temperaturen ausrichten. Ich sehe uns schon verschmachten!«

Mina musste lächeln. »Im Winter wird es doch nicht so heiß, Großmama. Noch nicht einmal an der Levante-Küste.«

»Dann hätte man statt der Windhutzen ja ruhig Schränke einbauen können. Oder wo sollen wir das Gepäck verstauen?«

»Es stimmt«, gab Mina zu, »Schränke gibt es nur in der ersten Klasse. Aber wir können das Gepäck unter den Kojen verstauen. Oder hier oben in den Gepäcknetzen.« Hedwig schnaubte missbilligend. »Ja, sind wir denn etwa in einem Bahnabteil gelandet?«

Mina sah ein, dass sie ihre Großmutter nicht mehr von den Annehmlichkeiten der *Augusta Victoria* würde überzeugen können.

»Kommst du mit, um dir mit mir die Salons anzusehen?« Hedwig schüttelte den Kopf. »Ich will lieber ausprobieren, ob das Bett so unbequem ist, wie es aussieht.«

Mina hatte mittlerweile ihr Cape und ihren Hut abgelegt. »Vielleicht begleitet mich Vater. Ich werde mal nachsehen, ob er über die Kabine genauso unglücklich ist wie du.«

»Dein Vater ist wahrscheinlich längst im Rauchsalon und genießt ein Glas Cognac oder Brandy ... Ein paar kräftige Schlucke und er ist mit allem versöhnt, selbst wenn er auf einer Nusschale durch den stürmischen Ozean triebe.«

Mina wollte einwenden, dass ihr Vater gewiss lieber vom Promenadendeck aus zusehen wollte, wie das Schiff ablegte, doch wenn sie ehrlich war, war sie sich dessen nicht so sicher. Sie selbst wollte sich auf jeden Fall nicht das Vergnügen nehmen lassen, den Hafen von Cuxhaven langsam entschwinden zu sehen.

Als sie nach draußen lugte, hatte sich der Gang etwas gelichtet; es waren vornehmlich Stewards, die aufgeregt umherschossen, um Kaffee und Tee zu servieren, zusätzliche Decken zu bringen oder beim Auspacken zu helfen. An einer Stelle kam sie dennoch nicht weiter: Eben hatte eine überaus elegante Dame das Schiff betreten, auf deren Arm tatsächlich ein Papagei hockte. Vermutete Mina zunächst noch, dass das Tier aus Stoff sei, fing es plötzlich zu krächzen an. Es waren Beleidigungen, jedoch nicht für jeden zu verstehen, weil auf Englisch.

»Sie reist außerdem noch mit zwei Hunden«, ertönte eine Stimme hinter ihr, »allein für ihre Tiere hat sie sich eine zusätzliche Kabine gemietet.«

Mina fuhr herum. »Bethy!«, rief sie begeistert.

Das gleichaltrige Mädchen stolperte fast über ein Ge-

päckstück, als es die letzte Distanz überwinden wollte, doch da hatte Mina die Freundin schon erreicht und umarmte sie.

Wäre es notwendig gewesen, hätte Mina diese Reise auch ganz allein unternommen: Nichts und niemand hätte sie dazu gebracht, diese denkwürdige »Orient-Expedition« zu verpassen. Doch ihre Vorfreude darauf war noch gewachsen, seit sie wusste, dass Bethy zu den Passagieren zählte.

»Hast du den Speisesaal schon gesehen?«, rief Bethy. »Die Tische sind mit schwarzen Rahmen umfasst, damit das Geschirr nicht verrutscht, und die Drehsessel sind angeschraubt. Und der Musiksalon erst! Die Möbel sind mit weiß-golden gestreiftem Seidenstoff überzogen und sehen so edel aus, dass man nicht einmal zu niesen wagt.«  
»Ich bin doch gerade erst angekommen, und als Erstes will ich aufs Promenadendeck.«

Bethy nickte und wollte ihr schon folgen, als sie plötzlich wie angewurzelt stehen blieb. Die skurrile Dame war samt Papagei in ihrer Kabine verschwunden, ebenso wie der Diener und die Kammerjungfer, die sie begleiteten, doch stattdessen traten nun Bethys Eltern, Werner und Alba Borgmann, aus ihrer Kabine – zur gleichen Zeit, da sich auch Wilhelm Ahlhusen aufmachte, das Schiff zu erforschen.

Er schenkte seiner Tochter ein freundliches Lächeln, aber seine Miene gefror, als er des Ehepaars Borgmann ansichtig wurde. Auch diese waren zunächst frohgemut und aufgeregt, doch deutliche Missbilligung trat in ihre Züge, als sie Wilhelm erkannten. Bei Werner konnte man zwar nie so deutlich sagen, was er fühlte, aber Albas Nasenspitze wurde weiß, wenn sie sich ärgerte.

Keiner der drei machte Anstalten, sich zu grüßen, keiner

wollte aber auch weitergehen. Stocksteif standen sie da und starrten sich an, mit einer Kälte, als würden zwischen ihnen die gleichen Eisschollen treiben wie draußen im wintertrüben Wasser.

»Alba ... Werner ...«, stammelte Mina etwas hilflos.

Auch Bethy fiel nichts ein, um die angespannte Stimmung zu lösen. Jahrelang waren die Familien Borgmann und Ahlhusen einander eng verbunden gewesen – ein Grund, warum sich auch Mina und Bethy angefreundet hatten –, aber seit einem bitterbösen Streit vor einigen Monaten waren sie entzweit.

Nicht, dass Mina deswegen darauf verzichten wollte, an Deck zu gehen und zuzusehen, wie der stählerne Scheitel der *Augusta Victoria* das Eisfeld durchbrach. Doch als sie an ihrem Vater und dem Ehepaar Borgmann vorbeiging, war sie einmal mehr traurig und ratlos. Seit Wochen rätselten sie und Bethy vergeblich, warum ihre Eltern und ihr Vater kein Wort mehr miteinander sprachen. Anlass mochte besagter Streit gewesen sein, aber dessen eigentliche Ursache, davon war Mina plötzlich überzeugt, reichte viele Jahre zurück ...

# ERSTES BUCH



*Eine ingenüöse  
Geschäftsidee*

1885-1891



## I. KAPITEL

Ein nackter Po war das Erste, was Wilhelm Ahlhusen sah, als er die Augen aufschlug und sich schläfrig streckte. Es war ein prachtvoller Po, genau so, wie er sich ihn wünschte, rund und weiß und mit einem Grübchen auf jeder Backe, anziehender noch, als je eines auf Wangen sein konnte. Die Grübchen verführten ihn dazu, sich darüberzubeugen, einen Kuss darauf zu hauchen und mit seinem spitzen Schnurrbart die empfindliche Haut zu kitzeln, doch ehe er genießerisch schmatzen konnte, ertönte ein lautes Klopfen. Ein stechender Schmerz fuhr in seine Schläfen, gefolgt von der Einsicht, dass dieses Klopfen nicht zum ersten Mal erklang, sondern ihn gerade geweckt hatte.

Auch die Frau, der der Po gehörte, fuhr nun auf, wälzte sich zu seinem Bedauern auf den Rücken und zog rasch eines dieser dunkelroten, schwülstigen Bettlaken, wie es sie nur in Etablissements wie diesem gab, über ihren Körper. Der Busen war weit weniger entzückend – groß, aber schlaff –, und in dem Gesicht gab es erst recht nichts zu finden, was Wilhelm gerne betrachtete. Die harten Züge und die spitze Nase ließen ihn an einen Raubvogel denken; anstelle von lieblichen Grübchen furchten zwei Kerben die Wangen, und die blassblauen, eben entsetzt geweiteten Augen ließen sie ein wenig dämmlich wirken.

»Lieber Himmel, das wird doch nicht Otto sein!«, stieß sie aus.

Schlaf und Kopfschmerzen benebelten Wilhelms Sinne. Er brauchte eine Weile, bis ihm wieder einfiel, dass die Frau keine der Huren war, mit denen er sich üblicherweise hier vergnügte, sondern die ehrenwerte Ilse Graff. Otto wiederum war ihr Mann und ein hochnäsiger Bankier, der ihm sein Leben schwer machte und dem er die vielen Schikanen heimgezahlt hatte, indem er seine Frau verführte – ein Gedanke, der ihm einen noch größeren Genuss bereitete als der Anblick des nackten Hinterteils. Dem neuerlichen Klopfen folgte eine Stimme: »Herr Ahlhusen, Herr Ahlhusen! Sie müssen sofort nach Hause kommen.«

Ilse war sichtlich erleichtert, dass es nicht Otto war, der ihren Schlaf gestört hatte, legte sich aber nicht wieder hin, sondern kämpfte damit, sich ihr Mieder umzulegen. Wilhelm hingegen hätte sich am liebsten unter dem roten Seidenlaken versteckt.

Ferdinand, sein Leibdiener, hatte ihm gerade noch gefehlt! Zwar erwies sich der meist als hilfreich, wenn Wilhelm so viel getrunken hatte, dass er nicht allein nach Hause fand, in ein Fleet oder ins Hafenbecken zu fallen, vielleicht sogar in der Mitte der Straße liegen zu bleiben drohte, doch für gewöhnlich war Ferdinand so diskret, dass er erst einschnitt, wenn Not am Mann war. So weit, ein Schäferstündchen zu stören, war er bislang nie gegangen. Wobei dieses, genau betrachtet, vorbei war und es wohl eine einmalige Sache blieb. Ilse Graff war keine Frau, der man gern öfter als einmal das Mieder vom Leib riss, und Otto Graff war mit einer Nacht genug gedemütigt.

»Herr Ahlhusen! Bitte, nun kommen Sie!«

Wilhelm rieb sich die Schläfen. »Aber ja doch.«

Ilse hatte es zwar endlich geschafft, sich das Mieder zu-

zuschnüren, hatte ihr Kleid in der Hektik jedoch verkehrt herum angezogen. Eigentlich sollte sich der Rock übers Hinterteil bauschen, stand stattdessen aber von der Taille ab, als wäre sie guter Hoffnung. Obwohl sie den Fehler bemerkte, hielt nichts und niemand sie noch länger in diesem Etablissement, wo sich anständige Ehefrauen nicht blicken ließen, ja von deren Existenz sie eigentlich gar nichts wissen durften.

»Leb wohl«, hauchte sie, wagte Wilhelm nicht in die Augen zu schauen und stürmte mit hochrotem Gesicht nach draußen.

Wie eine Tomate vor dem Platzen, dachte Wilhelm.

Ferdinand ignorierte Ilse, als er in den Raum stürzte.

»Herr Ahlhusen ...«

»Ja, ja, ich hab's verstanden, ich soll nach Hause kommen. Machen Sie nicht so einen Lärm.«

Als er sich erhob, seufzte Ferdinand, was wohl weniger – wie Wilhelm mit einem Anflug von Schadenfreude dachte – seiner schamlos zur Schau gestellten Nacktheit geschuldet war, sondern der Tatsache, dass es eine Weile dauern würde, bis er wieder in seiner Kleidung steckte und sie sich auf den Heimweg machen konnten.

Während Wilhelm sich genüsslich streckte, bückte sich Ferdinand und reichte ihm die Unterwäsche, das weiße Hemd und die gestreiften grauen Hosen. Mit der restlichen Kleidung – einem schwarzen Gehrock und einem pelzgefütterten Tuchmantel – ging er nach draußen, sodass Wilhelm genötigt war, sich beides erst im Treppenhause anzuziehen. Ein paar Huren – wie Wilhelm sie nannte – oder Animierdamen – wie sie sich selbst bezeichneten – lehnten mit tief ausgeschnittenen Flitterkleidchen am Treppengeländer oder lungerten auf Diwanen herum. Keine von ihnen sparte an einem koketten

Lächeln, galt Wilhelm doch als großzügig und freundlich. Er erwiderte es breit, labte sich kurz an der Vorstellung, mit einer, vielleicht auch zwei oder sogar drei der Mädchen in die schwülstigen Laken zu sinken, wurde alsbald aber von noch heftigeren Kopfschmerzen gepeinigt, als Ferdinand ihn durch die Eingangstür nach draußen trieb, ihm das Licht in die Augen schnitt und die kalte Morgenluft ihn frösteln ließ.

Was für ein ungemütlicher Tag!

»Schneller!«

Am liebsten hätte er Ferdinand um Erbarmen angefleht, aber der zertrte ihn im Stechschritt eines Soldaten auf die bereits wartende elegante Equipage. Ein livrierter Diener saß auf dem Bock, der verächtlich auf die dreckige Straße von Sanct Pauli starrte und das Pferd antrieb, kaum dass Wilhelm das Gefährt bestiegen hatte. Der Ruck führte dazu, dass er mit dem Kopf voran auf den Sitz fiel, doch Ferdinand wartete nicht, bis er sich wieder aufgerappelt hatte, sondern band ihm ein buntes Halstuch um – ein hoffnungslos altmodisches Accessoire, da andere Herren längst der einfarbigen Krawatte den Vorzug gaben. Danach reichte er ihm einen Kamm, mit dem Wilhelm sich erst durch das schütterere Haupthaar fuhr, später durch den Schnurrbart, der wild nach allen Seiten abstand. Nicht, dass sein Bart damit auch nur annähernd dem sogenannten Kaiserbart glich. Dieser Schnurrbart, dessen Enden im rechten Winkel vom Mund abstanden und in zwei Spitzen mündeten, ließ sich nur erreichen, wenn man nachts eine Bartbinde trug und zuvor eine Pomade mit dem vielsagenden Namen »Es ist erreicht« auf das Barthaar schmierte. Pah, Bartbinden, das fehlte ihm noch! Damit konnte er keine Frauen küssen! Wobei er sich an keine süßen Küsse erinnerte, wenn er an die zu-

rückliegende Nacht dachte. Wilhelm hätte am liebsten ausgespuckt, um den säuerlichen Geschmack in seinem Mund loszuwerden, aber er wagte es nicht, Ferdinand derart vor den Kopf zu stoßen. Dessen Uniform war noch prächtiger als die des Kutschers, gestreift nämlich und mit Goldknöpfen, und während jeder andere darin wie ein eitler Gockel ausgesehen hätte, trug er sie mit der Würde eines Königs.

»So«, meinte Wilhelm und gab ihm den Kamm zurück, »jetzt sagen Sie mir, was passiert ist.«

Ferdinands Lippen wurden schmal. Nicht, dass Wilhelm eine Antwort erwartet hatte. Wenn er sich recht besann, waren es immer dieselben Sätze, die er aus Ferdinands Mund hörte – *Kommen Sie! Beeilen Sie sich! Warten Sie, ich helfe Ihnen!* Alles andere – ob Missbilligung, Tadel oder Ratschläge – ersparte er sich ebenso wie jetzt eine Auskunft.

Wilhelm bedrängte ihn nicht weiter, sondern sah nach draußen. Obwohl der Tag noch jung war, begann sich die Straße zu füllen: Ihr Weg kreuzte sich mit dem der zwei-stöckigen Pferdeisenbahn, etlichen Kutschen und Fuhrwerken, außerdem ein paar Lastenträgern, Fischhändlern und einer Frau mit einem Milchwagen, auf dem zwei schwere Kannen standen.

Milch, wie ekelhaft, dachte Wilhelm, was gäbe ich jetzt für einen Schluck Cognac!

Nicht lange, dann hatten sie den Zollkanal hinter sich gelassen, waren an der Katharinenkirche vorbeigekommen und erreichten das schmale, giebelgekrönte Haus der Ahlhusens im Nikolaifleet – aus rotem Backstein errichtet, von dem sich der weiße Stuckrahmen um die Fenster deutlich abhob. Eine Linde und eine Kastanie warfen ihre Schatten auf das Eingangstor, und Girlanden aus

Sandstein gaben der eigentlich streng anmutenden Fassade etwas Verspieltes.

Obwohl Ferdinand so steif in der Kutsche gethront hatte, als hätte er einen Spazierstock verschluckt, sprang er nun flink aus der Equipage und reichte Wilhelm vorsorglich die Hand. Den überkam tatsächlich kurz Schwindel, als er sich erhob, und ohne Ferdinands Hilfe wäre er kopfüber aufs Straßenpflaster geplumpst. Auf seinen Arm gestützt, hielt er sich jedoch aufrecht und erreichte mit halbwegs geraden Schritten die Eingangstür. Ehe er den Türklopfer in der Form eines Löwenkopfs ergreifen konnte, wurde ihm schon von Magda, einem der Hausmädchen, geöffnet.

Magda war auch ein hübsches Mädchen. Ihr Po hatte wahrscheinlich nicht die Form einer Birne wie der von Ilse Graff, sondern die eines Apfels, aber das versprache eine nette Abwechslung, zumal sie wohl weder so skrupellos wie eine Ehefrau noch so verdorben wie seine Huren war ...

Wilhelm ließ Ferdinands Arm los, stolperte über die Türschwelle und wollte ihr schon ein Kompliment machen, um ein saches Rot auf die Wangen zu zaubern, als ein Räuspern ertönte. Er blinzelte und sah, dass nicht nur Magda seine Ankunft erwartete, sondern sich die gesamte Dienerschaft in der Diele versammelt hatte: zwei Diener, ein Hausknecht und die Hausmädchen, die Jungfer seiner Mutter und sogar die Köchin, Frau Käthe. Zwei der Mägde mit schwarzen Händen, hatten sie doch schon vor Tagesanbruch Kohle zum Schlafzimmer der Herrin hochgeschleppt. Niemand sah ihn an, alle starrten hartnäckig auf den schwarz-weiß gefliesten Boden.

»Warum schaut ihr denn so ernst?«

Er strich Magda vertraulich eine Haarsträhne aus dem

Gesicht, doch anstatt zu erröten, wich sie nur verlegen zurück und brachte kein Wort hervor. Die Stimme einer anderen klang umso schmerzhafter in Wilhelms Ohren.

»Wo bist du gewesen?«, ertönte sie vom oberen Ende der breiten, weiß lackierten Dielentreppe her.

Hedwig Ahlhusen, Wilhelms Mutter, betrachtete ihn mit dem üblichen hoheitsvollen und verdrossenen Gesichtsausdruck, und als er ihr die Antwort schuldig blieb, schritt sie langsam nach unten – im gleichen Augenblick, als die große Uhr im Salon zu schlagen begann. Das Klackern von Hedwigs halbhohen Absätze wurde von dem Dröhnen übertönt, und doch wurde Wilhelm das Gefühl nicht los, dass sie nicht einfach auf die Stufen trat, sondern auf seinem Kopf herumtrampelte.

Am liebsten hätte er es den Dienstboten gleichgetan und auf den Boden gestarrt, doch als die Uhr wieder verklang, nunmehr nur das Rauschen ihres Taftunterrocks zu hören war und ihr Blick immer stechender wurde, wich seine Verlegenheit Ärger.

Natürlich, Hedwig hatte sein Vergnügen gestört, wer sonst! Seine Frau Irmgard hatte sich schließlich längst daran gewöhnt, dass er die Nächte lieber anderswo verbrachte. Insgeheim, das vermutete er schon seit Langem, war ihr das sogar recht.

»Wo ich gewesen bin?«, fragte er trotzig. »Oh, ich glaube, das willst du gar nicht wissen, liebe Mutter. Mich wundert, dass du so frühmorgens schon wach bist.«

Selbstverständlich wusste er, dass Hedwig jeden Tag um spätestens halb sechs ihr Bett verließ, aber er hoffte, sie ein wenig aus der Reserve locken zu können.

Die hellblauen, im Morgenlicht fast farblos anmutenden Augen blieben jedoch kalt und starr, als sie ihn musterte. Obwohl Ferdinand ganze Arbeit geleistet hatte und er

adrett angekleidet war, hatte der Diener weder etwas gegen die Bartstoppeln auf den Wangen, die geschwollenen Augenlider oder den Branntweingeruch, der Wilhelm wie eine dichte Wolke umgab, ausrichten können.

»Ich war die ganze Nacht wach«, erklärte Hedwig.

Ich auch, dachte Wilhelm, und soll ich dir erzählen, was genau ich getrieben habe?

Doch da fuhr Hedwig schon mit messerscharfer Stimme fort: »Irmgard ist schwer erkrankt, sie hatte einen ihrer Fieberschübe ...«

Wilhelm musste an sich halten, um die Augen nicht zu verdrehen. Deshalb diese Hektik am frühen Morgen!

»Irmgard ist doch ständig krank, das ist nichts Außergewöhnliches, und erst recht kein Grund, um ...«

Bis jetzt war Hedwig auf der untersten Stufe stehen geblieben, nun trat sie zu ihm. Obwohl sie deutlich kleiner war, hatte er das Gefühl, zu ihr aufschauen zu müssen.

Diese verfluchten Kopfschmerzen!

Er kniff die Augen zusammen und las deswegen nicht in ihrer Miene, als sie unvermittelt verkündete: »Irmgard ist vor einer halben Stunde gestorben.«

Wilhelm vermeinte erneut das Dröhnen der Uhr zu spüren, obwohl dieses längst verstummt war. Seine Lippen wurden taub, als alles Blut aus seinem Gesicht schwand, sein Kopf schien zu wachsen, desgleichen seine Zunge, die überdies so trocken wurde, dass er nicht schlucken konnte, geschweige denn einen Ton hervorbringen.

»Aber ...«, setzte er schließlich doch heiser an.

Noch viele andere Worte lagen auf seinen Lippen: dass Irmgard so oft krank war, dass ein Großteil ihrer Leiden auf Einbildung beruhte, dass jemand wie sie doch nicht einfach so starb, nachdem man es jahrelang umsonst erwartet hatte. Aber ihm fehlte nicht nur die Stimme – kei-

nes seiner Worte hätte so viel Gewicht, um die von Hedwig zu entkräften.

*Tot ... Irmgard ist tot ...*

Schwer stützte er sich aufs Geländer. In den Gesichtern der Dienerschaft nahm er Gleichgültigkeit, Mitleid oder Trauer wahr, doch ehe er entscheiden konnte, was er selbst fühlte, kämpfte er sich die Treppe hoch. Erstaunlich, dass er erst bei der letzten Stufe stolperte.

»Soll ich Ihnen heißen Kaffee bringen?«, hörte er Magda rufen.

»Er ist doch jetzt wach«, sagte Hedwig streng. »Bringen Sie den Kaffee lieber mir. Ich kann ihn gut gebrauchen.«

Wilhelm ächzte, bis er endlich Irmgards Schlafzimmer im zweiten Stock erreicht hatte. Die Tür aus dunklem Eichenholz war geschlossen, und vage Erinnerungen an seine Kindheit stiegen in ihm auf, als dies noch das Zimmer seiner Mutter und er zu klein gewesen war, um die schwere Tür selbst zu öffnen. Jetzt versuchte er es gar nicht, sondern blieb mehrere Schritte davor stehen.

*Irmgard ... tot ... tot ... tot ...*

Er wartete – wartete auf Entsetzen ob der schockierenden Nachricht, auf Schuldgefühle, weil er lieber herumgehurt und getrunken hatte, anstatt ihr beizustehen, wartete auf Empörung, weil sie doch viel zu jung war, um zu sterben – die vielen Krankheiten hin oder her –, wartete auf die Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, über das wahrscheinlich wächserne Gesicht und die dunklen Locken zu streicheln, die ihm damals, als sie einander vorgestellt wurden, durchaus gefallen hatten. Aber in ihm war ... nichts, und dieses Nichts war fast noch entsetzlicher als der Tod.

*Ich bin ja auch tot.*